

H. G. Wells  
EIN MODERNES UTOPIA

Von H. G. Wells ist in der Edition Phantasia erschienen:

DER KROCKETSPIELER (Limitierte Ausgabe, 2017)

TOMMYS ABENTEUER (Limitierte Ausgabe, 2017)

DIE BRÜDER (Limitierte Ausgabe, 2018)

DIE MEERUNGFRAU (Phantasia Fantasy 2010, 2018)

DIE ERSCHEINUNG VON CAMFORD (Limitierte Ausgabe, 2019)

Unsere Bücher erhalten Sie  
im gutsortierten Buchhandel  
oder direkt beim Verlag  
[www.edition-phantasia.de](http://www.edition-phantasia.de)

H. G. Wells  
*Ein modernes Utopia*

Aus dem Englischen von  
Joachim Körber

Mit den Illustrationen der Erstaussgabe von  
E. J. Sullivan



Phantasia Paperback – Science Fiction  
Band 1015

1. Auflage – Februar 2021

Titel der Originalausgabe

*A Modern Utopia*

Erstveröffentlichung 1905, 1927 (Vorwort)

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt der Joachim Körber Verlag, Kehrigh. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © der deutschen Ausgabe 2021 bei Joachim Körber Verlag, Kehrigh

»Phantasia Paperback« ist ein Imprint des Joachim Körber Verlags

Umschlagbild: Frank R. Paul

Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Joachim Körber

Gesamtherstellung: CPI Books, Leck

ISBN: 978-3-937897-59-2

[www.edition-phantasia.de](http://www.edition-phantasia.de)

## INHALT

Ein Hinweis für den Leser . . . . .	9
Die Stimme des Erzählers . . . . .	13
Das erste Kapitel – Topografisches . . . . .	15
Das zweite Kapitel – Über Freiheit . . . . .	33
Das dritte Kapitel – Utopische Ökonomie . . . . .	59
Das vierte Kapitel – Die Stimme der Natur . . . . .	89
Das fünfte Kapitel – Misserfolg in einem modernen Utopia . . . . .	105
Das sechste Kapitel – Frauen in einem modernen Utopia . . . . .	133
Das siebte Kapitel – Ein paar Eindrücke von Utopia . . . . .	163
Das achte Kapitel – Mein anderes Ich in Utopia . . . . .	185
Das neunte Kapitel – Die <i>Samurai</i> . . . . .	193
Das zehnte Kapitel – Rassen in Utopia . . . . .	235
Das elfte Kapitel – Die Seifenblase platzt . . . . .	259
Anhang 1 – Skepsis gegenüber dem Instrument . . . . .	277
Anhang 2 – Vorwort zur Neuauflage von 1927 . . . . .	293





DER ORDEN DER SAMURAI





## EIN HINWEIS FÜR DEN LESER

Dieses Buch ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Letzte einer Reihe von Schriften, deren Anfang – einige frühere, zusammenhanglose Essays nicht berücksichtigt – meine *Anticipations* waren. Ursprünglich sollten die *Anticipations* meine einzige Abweichung von meiner Kunst oder meinem Gewerbe (oder was immer Sie wollen) als Verfasser von Phantasiestücken sein. Ich habe dieses Buch geschrieben, um das Durcheinander zu klären, das in meinem Denken über bestimmte soziale und politische Fragen herrschte, die ich nicht aus meinen Werken heraushalten konnte, nicht auf eine dumme, wahllose Weise angehen wollte, und über die meines Wissens nie jemand etwas gesagt hatte, das meine Bedürfnisse befriedigte. Aber die *Anticipations* haben ihren Zweck nicht erfüllt. Ich besitze einen langsamen, konstruktiv zögerlichen Verstand, und als ich das Projekt abgeschlossen hatte, musste ich feststellen, dass es den größten Teil meiner Fragen nach wie vor zu formulieren und zu lösen galt. Also versuchte ich in *Mankind in the Making* die soziale Organisation aus einem anderen Blickwinkel zu sehen, sie als Bildungsprozess zu betrachten, sie nicht in Form einer zukünftigen Geschichte zu behandeln, und wenn dieses Buch vom literarischen Standpunkt aus gesehen noch unbefriedigender geriet als das erste (was meine Meinung ist), so habe ich doch, denke ich, etwas erbaulicher gepatzt – jedenfalls aus der Warte meiner eigenen Absichten betrachtet. Ich habe mehrere Themen mit einer größeren Offenheit angepackt als in den *Anticipations* und mich bei diesem zweiten Versuch eines großen Teils überstürzten Schreibens schuldig gemacht, mich dafür aber deutlich weiterentwickelt, sofern es um ausformulierte Meinungen geht. In vielerlei Hinsicht hatte ich immerhin eine gewisse persönliche Gewissheit geformt, die mich wohl den Rest meiner Tage begleiten dürfte. In diesem aktuellen Buch habe ich versucht, bestimmte Themen abzuschließen, die in den beiden Vorgängern angeschnitten wurden und offen blieben, sie in einigen Punkten zu korrigieren und das allgemeine Bild eines Utopia zu vermitteln, das im Laufe dieser Spekulationen in meinem Denken zu einem Zustand wurde, der möglich und sehr viel wünschenswerter ist als die Welt, in der ich lebe. Aber dieses Buch hat

mich auch wieder zurück zur Literatur geführt. In den beiden Vorgängern war die Behandlung sozialer Organisation rein objektiv; hier sind meine Absichten etwas anspruchsvoller insofern, als ich versucht habe, nicht nur einen Idealzustand aufzuzeigen, sondern einen Idealzustand in Reaktion mit zwei Persönlichkeiten. Da dies darüber hinaus vermutlich das letzte Buch dieser Art sein wird, das ich veröffentliche, habe ich so gut ich es vermochte versucht, die ererbte metaphysische Skepsis darin auszuformulieren, auf der mein gesamtes Denken basiert, und gewisse Abschnitte eingefügt, die sich mit den etablierten Methoden der soziologischen und ökonomischen Wissenschaft auseinandersetzen ...

Ich weiß, diese letzten Worte dürften den oberflächlichen Leser eher abschrecken. Ich habe mir größte Mühe gegeben, dieses ganze Buch so klar und unterhaltsam zu machen, wie es die Thematik erlaubt, da es so viele Leser wie möglich finden soll, aber ich verspreche demjenigen, der diese Seiten nur durchblättert, um zu sehen, ob ich einer Meinung mit ihm bin, der in der Mitte anfängt oder ohne dauerhafte Konzentration liest, nichts als Zorn oder Verwirrung. Wenn Sie nicht von vornherein unvoreingenommen sind und sich nicht ein wenig für soziale und politische Fragen interessieren, dürfte dieses Buch weder Ihr Interesse wecken noch Ihnen Vergnügen bereiten. Wenn Ihre Meinung zu diesen Themen bereits »fest steht«, vergeuden Sie Ihre Zeit mit der Lektüre. Und selbst wenn Sie ein unvoreingenommener Leser sein sollten, dürfte für die spezielle Methode, die ich diesmal angewendet habe, vermutlich ein wenig Geduld erforderlich sein.

Diese Methode hat eine Aura des Willkürlichen, ist aber nicht so achtlos, wie es scheinen mag. Ich glaube – auch jetzt noch, da ich das Buch vollendet habe –, dass sie der beste Weg zu einer klaren Unbestimmtheit ist, die in dieser Frage stets mein Ziel war. Ich habe mehrere Anläufe für ein Buch zum Thema Utopie genommen, bevor ich mich hierfür entschieden habe. Ich lehnte von Anfang an die Form eines argumentativen Essays ab, die Form, die wohl am ehesten den so genannten »ernsthaften« Leser anspricht, der nicht selten wenig mehr als der feierlich-ungeduldige Parasit großer Fragen ist. Er mag alles in harten, klaren Linien, schwarz und weiß, ja und nein, weil er nicht begreift, wie viel es gibt, das man eben nicht in dieser Form präsentieren kann; wo immer es einen Effekt der Unregelmäßigkeit gibt, des Unvergleichbaren, wo immer man den Leichtsinn oder Humor oder die Schwierigkeit verschiedener Präsentationen findet, verwei-

gert er die Aufmerksamkeit. Geistig scheint er auf dem unerschütterlichen Fundament erbaut zu sein, dass der Geist der Schöpfung nur bis zwei zählen kann, er denkt nur in Alternativen. Solche Leser möchte ich hier nicht zufriedenstellen. Selbst wenn ich meine ganzen triklinen Kristalle als Systeme von Kuben präsentieren würde ...! Tatsächlich schien es mir nicht wert, das zu tun. Aber als ich den »seriösen« Essay als Form verworfen hatte, war ich nach wie vor einigermaßen ratlos und grübelte Monate über den Plänen für dieses Buch. Zuerst versuchte ich es mit der anerkannten Methode, Fragen von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten, die mich stets fasziniert hat, die ich selbst jedoch nie erfolgreich angewendet hatte, den Diskussionsroman in der Art von Peacocks (und Mr. Mallocks) Weiterentwicklung der antiken Dialoge, doch das belastete mich mit überflüssigen Figuren und der unvermeidlichen Komplikation von Intrigen zwischen ihnen, daher nahm ich davon Abstand. Danach versuchte ich, dem Ding eine Form zu geben, die ein wenig der doppelten Persönlichkeit von Boswells Johnson entsprach, eine Art Wechselspiel zwischen Monolog und Kommentator; aber auch das ging letztlich schief, obwohl es der Form, die ich suchte, schon viel näher kam. Dann zögerte ich über einem, wie man sagen könnte, »harten Bericht«. Für den erfahrenen Leser dürfte augenscheinlich sein, dass dieses Buch, hätte ich gewisse spekulative und metaphysische Elemente weggelassen und Vorfälle ausführlicher gestaltet, eine geradlinige Erzählung geworden wäre. Aber in diesem Fall wollte ich das alles nicht weglassen. Ich sehe nicht ein, warum ich mich stets dem vulgären Appetit nach aufregenden Geschichten beugen sollte. Und darum, kurzum, ist dieses Buch geworden, wie es ist. Ich erkläre das alles nur, um dem Leser deutlich zu machen, dass dieses Buch, so merkwürdig es auf den ersten Blick auch erscheinen mag, das Ergebnis gründlicher Überlegungen ist und genau so sein soll, wie es geworden ist. Mein Ziel war die ganze Zeit eine leicht verdauliche Mischung aus philosophischer Diskussion auf der einen und phantasiereicher Erzählung auf der anderen Seite.

H. G. Wells



## DIE STIMME DES ERZÄHLERS

*Es gibt Werke, und dieses gehört dazu, die man am besten mit einem Porträt des Verfassers beginnt. Hier ist dies, aufgrund eines sehr natürlichen Missverständnisses, sogar der einzig mögliche Weg. Diesen ganzen Text hindurch erklingt eine Note, eine klare und persönliche Note, eine Note, die die ganze Zeit nach Schärfe strebt; und das ist – nicht, wie diese Worte, in Kursivbuchstaben – die Stimme. Diese Stimme, und das ist das Eigentümliche an der Sache, sollte man nicht mit der Stimme des angeblichen Autors verwechseln, der diese Zeilen verfasst hat. In dieser Beziehung muss man seinen Verstand von allen Vorbehalten frei machen. Den Erzähler, der mit dieser Stimme spricht, muss man sich als weißen, unteretzten Mann vorstellen, ein wenig unterdurchschnittlich, was Größe und Alter angeht, mit blauen Augen, wie sie viele Iren haben, geschmeidig in seinen Bewegungen und mit einer kleinen, kahlen Stelle – die man mit einem Penny bedecken könnte – am Hinterkopf. Er hat einen leichten Bauchansatz. Manchmal ist er leicht gebückt, wie die Meisten von uns, aber größtenteils ist seine Haltung vorbildlich. Hin und wieder hebt er die Hand zu einer Geste der Verdeutlichung. Und seine Stimme (die fortan unser Medium sein soll) ist ein unattraktiver Tenor, der zuzeiten aggressiv klingen kann. Sie müssen ihn sich vorstellen, wie er am Schreibtisch sitzt und ein Manuskript über Utopien liest, ein Manuskript, das er in zwei Händen hält, deren Gelenke ein klein wenig pummelig sind. Solchermaßen geht der Vorhang vor ihm auf. Aber danach werden Sie mit ihm, so denn die Mechanismen dieser aussterbenden Form von Literatur Bestand haben, eigentümliche und interessante Erfahrungen machen. Und dennoch werden Sie ihn immer wieder einmal an seinem kleinen Schreibtisch antreffen, wo er das Manuskript in Händen hält und die Ausführung seiner Schlussfolgerungen über Utopia gewissenhaft fortführt. Die Lektüre, die Ihnen bevorsteht, besteht weder aus den dramatischen Ereignissen, die Sie aus einem belletristischen Werk gewöhnt sind, noch aus den Belehrungen eines Essays, die Sie gewohnheitsmäßig meiden, sondern aus einer Mischung von beiden. Wenn Sie sich diesen Erzähler mit seiner Stimme vorstellen, wie er ein wenig nervös, ein wenig bescheiden, auf einer Bühne sitzt, mit Tisch, Wasserglas und allem, was dazu gehört, und mich*

*als den aufdringlichen Vorsitzenden, der voll unverhohlener Unhöflichkeit auf seine »wenigen einleitenden Worte« besteht, bevor er sich hinter die Kulissen zurückzieht, und wenn Sie sich weiterhin hinter unserem Freund eine Leinwand vorstellen, auf der in Intervallen laufende Bilder erscheinen, und wenn Sie zu guter Letzt davon ausgehen, dass sein Thema die Geschichte der Abenteuer seine Seele in utopischen Erwägungen ist, dann sind Sie zumindest auf einige Schwierigkeiten dieses unwürdigen, aber ungewöhnlichen Werkes vorbereitet.*

*Doch neben diesem Schriftsteller, der hier präsentiert wird, gibt es eine weitere irdische Person in diesem Buch, die erst nach einer vorbereitenden Komplikation mit dem Leser zu einer klar umrissenen Persönlichkeit wird. Diese Person wird als der Botaniker bezeichnet, und er ist ein schlanker, etwas größerer, ernster und nicht ganz so unleidlicher Mann. Sein Gesicht ist vage hübsch und in Grautönen gehalten, er ist angenehm und hat graue Augen; man könnte Dyspepsie bei ihm vermuten. Eine gerechtfertigte Mutmaßung. Männer seines Schlages, wirft der Vorsitzende mit einem Hauch Gemeinheit ein, trachten danach, ihre sinnlichen Begierden hinter unerhörter Sentimentalität zu verbergen und gleichzeitig zu formen, sie haben immerzu großen Ärger und Zank mit Frauen, und auch er hatte seine diesbezüglichen Probleme. Sie werden davon zu hören bekommen, denn das entspricht seinem Charakter. Er bekommt keine persönlichen Ausführungen in diesem Buch, die Stimme ist stets die des Erzählers, aber Sie werden durch Randbemerkungen und Tonfall der Stimme des Erzählers so Einiges über das Thema und die Art seiner Interpolationen erfahren.*

*Die knappen Porträts waren nötig, um die Erforscher dieses modernen Utopias vorzustellen, das sich als Hintergrund dieser beiden neugierigen Figuren entfalten wird. Das Bild kinematografischer Unterhaltung sollte man sich merken. Es wird manchmal den Anschein haben, als gingen die beiden Figuren vor dem Kreis eines defekten Projektors auf und ab, der manchmal klemmt und manchmal unscharf wird, aber dennoch erfolgreich ein vergängliches, laufendes Bild der Zustände in Utopia auf die Leinwand zu werfen vermag. Hin und wieder erlischt das Licht ganz, die Stimme des Erzählers redet und redet, die Lichter gehen wieder an, und dann lauschen Sie abermals dem leicht untersetzten Mann an seinem Tisch, der weit-schweifig Aussagen von sich gibt und vor dem sich jetzt endlich der Vorhang hebt.*

DAS ERSTE KAPITEL

# **TOPOGRAFISCHES**

1

Das Utopia eines modernen Träumers muss sich in einem grundlegenden Aspekt von den Nirgendwos und Utopias unterscheiden, die Menschen geplant haben, bevor Darwin das Denken der Welt beflügelte. Sie alle waren perfekte und statische Staaten in einem Gleichgewicht des Glücklichen, das für alle Zeiten den Kräften der Rastlosigkeit und Unordnung abgerungen wurde, die allem innewohnen. Man sah eine gesunde und einfältige Generation, die die Früchte der Erde in einer Atmosphäre von Tugend und Glück genoss, gefolgt von weiteren, tugendhaften, glücklichen und vollkommen identischen Generationen, bis die Götter es leid wurden. Veränderungen und Entwicklungen wurden für alle Zeiten von unbezwingbaren Dämmen zurückgehalten. Aber das moderne Utopia darf nicht statisch sein, sondern kinetisch, darf nicht als dauerhafter Staat Gestalt annehmen, sondern als hoffnungsvolles Stadium, das zu einer langen, aufsteigenden Folge von Stadien führt. Heutzutage leisten wir dem großen Strom der Ereignisse keinen Widerstand, überwinden ihn nicht, sondern schwimmen mit ihm. Wir erbauen Staaten nicht als Zitadellen, sondern als Schiffe. Statt eines geordneten Gemeinwesens von Bürgern, die sich eines gleichen Anteils an Glück erfreuen, welches ihnen und ihren Kindern für immer gesichert ist, müssen wir »einen flexiblen und allgemeinen Kompromiss« planen, »in dem eine ewig neue Abfolge von Individualitäten am wirksamsten zu einer umfassenden, vorwärts gerichteten Entwicklung konvergieren«. Das ist der erste, allgemeinste Unterschied zwischen einem Utopia, das auf modernen Vorstellungen basiert, und den Utopien, die in vergangenen Zeiten geschrieben wurden.

Unser Ziel ist es hier, utopisch zu sein und zuerst, sofern möglich, diese, dann jene Facette einer imaginären, ganzheitlichen und glücklichen Welt deutlich und glaubhaft zu machen. Was uns ganz entschieden vorschwebt, ist nach sämtlichen Maßstäben, die zwischen Gegenwart und naher Zukunft existieren mögen,

nicht unmöglich, auch wenn es uns in hohem Maße undurchführbar erscheint. Wir müssen uns eine Zeitlang von der beharrlichen Betrachtung des Existierenden ab- und der freieren Luft, den weiteren Räumen des eventuell Möglichen zuwenden, der Projektion eines »würdigen« Staates oder einer Stadt; wir müssen auf dem Reißbrett unserer Phantasie das Bild eines denkbaren möglichen Lebens entwerfen, das lebenswerter ist als unser eigenes. Das ist unser aktuelles Unterfangen. Wir legen gewisse notwendige Ausgangskordinaten fest, und dann machen wir uns daran und erforschen die Welt, in die uns diese Koordinaten führen ...

Zweifellos ist das ein optimistisches Unterfangen. Aber es ist gut, eine Weile frei zu sein von dem mäkelnden Unterton, der zwangsläufig zu hören sein muss, wenn wir über unsere momentane Unvollkommenheit diskutieren, ebenso wie von praktischen Schwierigkeiten und dem Gewirr von Mitteln und Wegen. Es tut gut, unterwegs eine Weile Pause zu machen, den Rucksack abzulegen, sich die Stirn abzuwischen und ein wenig über die hochgelegenen Hänge der Berge zu reden, die wir zu erklimmen trachten, könnten wir sie nur durch die Bäume hindurch sehen.

Es soll hier nicht nach Politik und Methode gefragt werden. Dies soll ein Urlaub von Politik, Bewegungen und Methoden sein. Aber dennoch müssen wir gewisse Grenzen definieren. Stünde es uns frei, ungehindert unserem Begehren zu folgen, so sollten wir, denke ich, Morris in sein Nirgendwo begleiten, sollten wir die Natur des Menschen und die Natur der Dinge gleichzeitig ändern, sollten wir das ganze Volk weise, tolerant, edel, perfekt machen – eine strahlende Anarchie herbeiwinken, wo jeder Mensch tun und lassen kann, was er will, und nicht ein Mensch Böses tun möchte in einer Welt, die in ihrem innersten Charakter so reif und sonnig ist wie die Welt vor dem Sündenfall. Aber dieses goldene Zeitalter, diese vollkommene Welt, müssen mit den Möglichkeiten von Raum und Zeit vereinbar sein. In Raum und Zeit bewirkt der alles beherrschende Lebenswille für alle Zeiten eine ewige Abfolge von Aggressionen. Unser Entwurf hier muss wenigstens auf einem praktischeren Fundament stehen als diesem. Zuerst müssen wir uns auf die Grenzen menschlicher Möglichkeiten beschränken, wie wir sie von den Männern und Frauen der heutigen Welt kennen, und darüber hinaus auf die ganze Unmenschlichkeit, den ganzen Ungehorsam der Natur. Wir müssen unseren Staat in einer Welt ungewisser Jahreszeiten, plötzlicher Katastrophen, an-



tagonistischer Krankheiten und feindlich gesonnener Tiere und Ungeziefers ansiedeln, mit Männern und Frauen gleicher Leidenschaften wie heute. Mehr noch, wir müssen diese Welt der Konflikte akzeptieren, ihr nicht ablehnend gegenüberstehen, sie nicht in einem asketischen Geiste sehen, sondern nach Art der Menschen des Westens, deren Lebenszweck es ist, zu überleben und zu überwinden. So viel Gemeinsamkeiten wollen wir uns gönnen mit jenen, die sich nicht mit Utopien beschäftigen, sondern mit der Welt des Hier und Jetzt.

Gewisse Freiheiten jedoch dürfen wir uns mit den existierenden Fakten herausnehmen, und darin folgen wir den besten utopischen Vorgängern. Wir nehmen an, dass der Tonfall öffentlichen Denkens ein gänzlich anderer sein könnte als der unserer gegenwärtigen Welt. Wir lassen uns ein wenig freie Hand bei den geistigen Konflikten des Lebens, zumindest innerhalb der Möglichkeiten des menschlichen Verstandes, wie wir ihn kennen. Darüber hinaus lassen wir uns etwas freie Hand bei den Lebensumständen, die der Mensch sozusagen für sich geschaffen hat: Häuser, Straßen, Kleidung, Kanäle, Maschinen, Gesetze, Grenzen, Konventionen und Traditionen, Schulen, Literatur und religiöse Organisationen, Glaubensbekenntnisse und Brauchtum, sozusagen also mit allem, das zu verändern der Mensch selbst die Macht besitzt. Das ist die Kardinalsvoraussetzung aller utopischen Spekulationen, der alten wie der neuen; die Republik und Gesetze von Platon, Morus' Utopia, Howells implizites Altrurien, Bellamys zukünftiges Boston, Comtes große westliche Republik, Hertzkas Freiland, Cabets Ikarien und Campanellas Sonnenstadt basieren allesamt auf der Hypothese, dass sich eine Gemeinschaft von Menschen völlig von Traditionen, von Gewohnheiten, von rechtlichen Fesseln und der subtilen Knechtschaft, die Besitz mit sich bringt, emanzipieren kann, und von dieser These wollen auch wir ausgehen. Und ein Großteil des essenziellen Wertes von derlei Spekulationen liegt eben darin, dass Emanzipation vorausgesetzt wird, liegt darin, dass ein Blick in die Freiheit der Menschen geworfen wird, liegt im unsterblichen Interesse der menschlichen Macht des Entrinnens, der Macht, der Kausalität der Vergangenheit Widerstand entgegenzusetzen und zu vermeiden, zu initiieren, etwas anzupacken, etwas zu überwinden.

Es gibt auch klar definierte künstlerische Einschränkungen.

Utopische Spekulationen müssen stets eine gewisse Wirkung des Harten und Dünnen erzielen. Ihr gemeinsamer Makel ist, sie müssen zwangsläufig nüchtern und trocken sein. Blut und Wärme und Realität des Lebens findet man kaum; es gibt keine Individuen, nur verallgemeinerte Schablonen von Menschen. In fast jeder Utopie – abgesehen vielleicht von William Morris' *News from Nowhere* – sieht man hübsche Gebäude ohne Charakter, symmetrisch und perfekt angelegte Felder und eine Vielzahl von gesunden, glücklichen und wunderhübsch gekleideten Menschen, aber ohne alle persönlichen Unterscheidungsmerkmale. Allzu oft erinnert die Darstellung an jene monumentalen Gemälde von Krönungen, königlichen Hochzeiten, Parlamentssitzungen, Konferenzen und Versammlungen, die sich in Viktorianischen Zeiten so großer Beliebtheit erfreuten, wo jede Persönlichkeit anstelle eines Gesichtes ein neutrales Oval besitzt, auf das gut leserlich eine Indexnummer geschrieben wurde. Das bürdet uns einen unheilbaren Effekt des Unwirklichen auf, und ich weiß nicht, wie man ihn vermeiden könnte. Er stellt einen Nachteil dar, den man akzeptieren muss. Alle Institution, die existieren oder existiert haben, so irrational, so lächerlich sie auch sein mögen, besitzen aufgrund ihres Kontakts mit Individuen eine Eigenschaft des Realen, die nichts Unerprobtes besitzen kann. Sie sind gereift, sie wurden mit Blut getauft, sie wurden durch den Gebrauch fleckig und abgenutzt, sie wurden ausgebeult und zu eben den Konturen abgeschliffen, die wir mit dem Leben assoziieren; womöglich wurden sie durch ein Meer von Tränen gesalzen. Doch etwas, das lediglich postuliert, das lediglich angedeutet wird, macht mit seinen klaren, harten, kompromisslosen Linien, seinen unqualifizierten Winkeln und Oberflächen, stets einen seltsamen und unmenschlichen Eindruck, so rational und zwangsläufig es auch erscheinen mag.

Daran kann man nichts ändern, es ist eben so! Hier erleidet der Meister selbst das Schicksal jedes noch so geringen seiner Nachfahren. Obschon Platon mit seiner dramatischen Erfindung des Dialoges die ganze Menschheit für sich eingenommen hat, bezweifle ich doch sehr, dass sich je jemand wirklich dafür erwärmt hat, Bürger seiner Republik zu sein; ich bezweifle, dass jemand auch nur einen Monat lang die gnadenlose öffentliche Tugendhaftigkeit ertragen könnte, die

Morus plante ... Niemand möchte in einer Verkehrsgemeinschaft leben, sofern er dort nicht Individuen begegnen kann. Der fruchtbare Konflikt von Individuen ist der höchste Sinn persönlichen Lebens, und unsere sämtlichen Utopien sind nicht mehr als Pläne, diese Interaktion zu verbessern. So jedenfalls gestaltet sich das Leben mehr und mehr nach moderner Wahrnehmung. Ohne Individuen kann nichts entstehen, und ein Universum vergeht, wenn man den Spiegel auch nur der geringsten seiner individuellen Geister erschüttert.

### 3

Nichts Geringeres als ein ganzer Planet ist für ein modernes Utopia erforderlich. Es gab eine Zeit, als ein Gebirgstal oder eine Insel scheinbar hinreichend Abgeschlossenheit boten, dass sich ein politisches Gebilde unberührt von äußerlichen Einflüssen entwickeln konnte; Platons Republik stand bewaffnet für einen Abwehrkrieg bereit; und das neue Atlantis und das Utopia von Morus hielten sich in der Theorie, wie China und Japan über viele Jahrhunderte hinweg in der Praxis, isoliert von Eindringlingen. Jüngste Beispiele wie Butlers satirisches *Erewhon* und Mr. Steads Königinnenreich umgekehrter sexueller Verhältnisse in Zentralafrika sehen in der tibetanischen Methode der Ermordung von Eindringlingen und Besuchern eine einfache, wirkungsvolle Methode. Doch der gesamte Trend modernen Denkens geht gegen die Dauerhaftigkeit solcher Enklaven. Heutzutage wissen wir nur zu gut, wie gründlich entworfen ein Staatengebilde auch sein mag, jenseits der Grenzen lauern die Epidemien Barbarenhorden oder wirtschaftliche Mächte, die ihre Kräfte bündeln, um es zu unterwerfen. Das rasche Tempo des Fortschritts spielt ausschließlich dem Invasoren in die Hände. Heute mag man vielleicht noch in der Lage sein, eine Felsenküste oder einen schmalen Pass zu verteidigen; aber wie sieht es in naher Zukunft aus, wenn Flugmaschinen am Himmel dahinrasen und wie es ihnen gefällt an dieser oder jener Stelle landen können? Ein Staat, der mächtig genug wäre, unter modernen Bedingungen seine Isolation zu wahren, wäre mächtig genug, die ganze Welt zu beherrschen und würde alle anderen menschlichen Organisationen wenn schon nicht aktiv beherrschen, so doch mindestens passiv dulden, wäre mithin also alleinverantwortlich für sie alle. Also brauchen wir einen Weltstaat.

Damit bleibt kein Raum mehr für ein modernes Utopia in Zentralafrika, Südamerika oder an den Polen, jenen letzten Zufluchtsstätten aller Ideale. Die schwimmende Insel von *La Cité Morellyste* ist nicht mehr verfügbar. Wir brauchen einen Planeten. Lord Erskine, Verfasser einer Utopie (*Armata*), die von Mr. Hewins inspiriert sein mag, war der erste utopische Denker, der das begriff – er verband seine Zwillingplaneten vermittels einer Art von Nabelschnur an den Polen. Doch die zeitgenössische, zwanghaft von der Physik besessene Phantasie muss weiter reisen.

Jenseits des Sirius, in den Tiefen des Weltenraumes, jenseits der Reichweite einer Kanonenkugel, die eine Milliarde Jahre lang fliegt, außerhalb der Reichweite des bloßen Auges, funkelt der Stern, der die Sonne *unseres* Utopias ist. Für jene, die wissen, wo sie suchen müssen – mit Hilfe eines guten Opernglases und guter Augen –, sind er und drei Begleiter, die eine Gruppe mit ihm zu bilden scheinen, jedoch unglaublicherweise Milliarden Meilen näher sind, lediglich ein schwaches Lichtpünktchen. Planeten umkreisen ihn, unseren Planeten gleich, doch wirken sie ein anderes Schicksal, und darunter befindet sich auch Utopia mit seinem Zwillingsgestirn, dem Mond. Er ist ein Planet wie unserer, dieselben Kontinente, dieselben Inseln, ein anderer Fujiyama ragt malerisch über einem anderen Yokohama auf – ein anderes Matterhorn blickt über die Eiswüste des Theodulpasses. Er ist unserem Planeten so ähnlich, dass ein irdischer Botaniker jede seiner Spezies dort finden könnte, selbst das gewöhnlichste Laichkraut oder das entlegenste Alpengewächs ...

Erst wenn er Letzteres gepflückt hätte und kehrt machte, um sein Gasthaus wiederzufinden, fände er sein Gasthaus vielleicht nicht!

Nehmen wir jetzt einmal an, wir zwei würden tatsächlich auf diese Weise kehrt machen. Zwei, denke ich, denn einen fremden Planeten zu erforschen, selbst einen ganz und gar zivilisierten, ohne vertraute Unterstützung, das wäre denn doch zu beängstigend. Nehmen wir an, wir wären so, wie wir stehen, dorthin versetzt. Man stelle sich uns auf einem hohen Pass in den Alpen vor, und ich würde – obwohl mir schon beim Bücken schwindelig wird und ich kein Botaniker bin – keinen Streit vom Zaun brechen, selbst wenn mein Begleiter eine Botanisiertrommel unter dem Arm tragen würde, sofern sie nicht in jenem ebenso beliebten wie abscheulichen Schweizer Apfelgrün lackiert wäre! Wir sind umhergestreift, haben botanisieren und ruhen uns jetzt zwischen den Felsen aus, wir ha-

ben unser Vesper verzehrt, unsere Flasche Yvorne getrunken, ein Gespräch über Utopien begonnen und alles diskutiert, was ich an dieser Stelle gesagt habe. Ich selbst könnte mir das auf dem schmalen Grat des Lucendropasses vorstellen, am Hang des Pizzo Lucendro, denn dort habe ich einmal gevespert und mich nett unterhalten; wir blicken ins Val Bedretto, wo Villa, Fontana und Airolo versuchen, sich vor uns zu verstecken – eine Dreiviertelmeile liegen sie lotrecht unter uns. (*Laterne.*) Aufgrund des absurden Effekts von Nähe, den man nur in den Alpen findet, sehen wir ein Dutzend Meilen entfernt den kleinen Zug, der die Biaschinaslucht entlang nach Italien fährt; links von uns haben wir hinter Piora den Lukmanierpass und rechts den San Giacomo, die wie kleine Wanderwege unter unseren Füßen liegen ...

Und siehe! Im Handumdrehen sind wir in jener anderen Welt!

Wir würden die Veränderung kaum bemerken. Keine Wolke wäre vom Himmel verschwunden. Vielleicht böte die ferne Stadt unten ein geringfügig anderes Erscheinungsbild, was meinem Gefährten, dem Botaniker, mit seinem geschulten Blick vielleicht auffallen würde; vielleicht wäre der Zug aus dem Gesamtbild verschwunden, ebenso der begradigte Lauf des Tessin inmitten der Wiesen von Ambri-Piotta – er könnte unbegradigt sein, doch das wären auch schon alle sichtbaren Veränderungen. Und doch denke ich, dass uns auf eine unklare Weise sogleich Unterschiede auffallen könnten.

Der Blick des Botanikers könnte, von einer unterschwelligen Anziehungskraft gelenkt, wieder nach Airolo schweifen. »Seltsam«, würde er sagen, »aber mir ist dieses Gebäude dort rechts vorher noch nie aufgefallen.«

»Welches Gebäude?«

»Das rechter Hand – mit dem seltsamen –«

»Jetzt sehe ich es. Ja, Ja, es bietet gewiss einen seltsamen Anblick ... und es ist groß, weißt du! Hübsch. Ich frage mich –«

Das würde unsere Spekulationen über Utopia unterbrechen. Wir würden beide feststellen, dass sich die kleinen Ortschaften unten verändert hatten – inwiefern jedoch, dafür hatten wir sie nicht gründlich genug in Augenschein genommen. Es wäre undefinierbar, eine Veränderung ihrer Gruppierung, ein Wandel ihrer kleinen, fernen Umriss.

Vielleicht würde ich ein paar Krümel von meinem Knie streichen. »Es ist seltsam«, würde ich zum zehnten oder elften Mal sagen und Anstalten treffen, mich

zu erheben, und wir würden aufstehen, uns strecken und nach wie vor ein wenig verwundert die Blicke jenem Pfade zuwenden, der über das Durcheinander von Felsen bergab führt, und um den stillen, klaren See herum weiter bergab zum Hospiz von St. Gotthard – sollten wir diesen Pfad denn finden.

Lange bevor wir dorthin kämen, sogar noch lange bevor wir die große Hochstraße erreicht hätten, müssten uns die Hütte aus Stein an der Nabe des Passes – die verschwunden wäre oder sich auf wundersame Weise verändert zeigte –, die Ziegen auf den Felsen selbst, und die kleine Berghütte bei der Natursteinbrücke Hinweise darauf geben, dass eine enorme Verwandlung über die Welt der Menschen gekommen wäre.

Und zu guter Letzt würden wir erstaunt und erstaunlicherweise einem Menschen begegnen – kein Schweizer –, der fremde Kleidung trägt und eine unbekannte Sprache spricht ...

#### 4

Noch vor Einbruch der Nacht wären wir von Wundern umgeben, und dennoch bliebe uns Verwunderung genug übrig, alles zu bestaunen, das meinem Gefährten mit seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung zweifellos zuerst auffiele. Er würde mit dem geschulten Auge eines Mannes aufblicken, der seine Sternbilder bis zu den kleinen griechischen Buchstaben in- und auswendig kennt. Ich stelle mir seine Ausrufe vor. Zuerst würde er seinen Augen nicht trauen. Ich würde mich nach dem Grund für seine Bestürzung erkundigen, der nur schwer zu erklären wäre. Er würde mich mit einem gewissen, unverkennbaren Tonfall nach dem »Orion« fragen, und ich würde ihn nicht finden; nach dem großen Bären, und der wäre verschwunden. »Wo?« würde ich fragen, und nochmals: »Wo?« und den Sternenhimmel absuchen, und langsam würde mich dasselbe Staunen erfüllen wie ihn.

Und dann würden wir angesichts dieses unbekanntes Firmaments vielleicht zum ersten Mal begreifen, dass nichts mit der Welt an sich geschehen wäre, sondern mit uns – dass wir in die äußersten Tiefen des Alls gelangt wären.

Wir können voraussetzen, dass es keine Sprachbarrieren im Umgang gibt. Gewiss besitzt die ganze Welt eine gemeinsame Sprache, denn dies wäre eine Grundvoraussetzung für ein Utopia, und da wir von den Konventionen glaubwürdigen Geschichtenerzählens befreit sind, dürfen wir voraussetzen, dass die Sprache hinreichend verständlich für uns ist. Wie sollten wir uns denn wahrhaftig in einem Utopia befinden, wenn wir nicht mit jedem reden könnten? Die verfluchte Sprachbarriere, jener feindselige Ausdruck im Auge eines Fremden, »Ich bin taub und stumm für Sie, Sir, und ergo – Ihr Feind«, gehörte zu den ersten Unzulänglichkeiten und Komplikationen, denen zu entrinnen man von der Erde geflohen wäre.

Doch welche Sprache ließe man die Welt sprechen, würde man uns mitteilen, das das Wunder von Babel ins Gegenteil verkehrt werden sollte?

Wenn ich ein kühnes Bild verwenden, mir eine mittelalterliche Freiheit nehmen darf, so würde ich postulieren, dass an jenem abgeschiedenen Ort der Geist der Schöpfung diesbezüglich zu uns spräche. »Ihr seid kluge Menschen«, würde jener Geist zu uns sagen – und da ich meiner Neigung zur Leibesfülle zum Trotz ein misstrauischer, empfindlicher und allzu grüblerischer Mensch bin, würde ich die Ironie sofort wittern (während mein Gefährte, könnte ich mir denken, das Gefieder spreizen würde), »und die Welt wurde immerhin in erster Linie erschaffen, um eure Klugheit hervorzubringen. Ihr seid so gut und bittet um eine Beschleunigung jener langweiligen, mannigfaltigen Evolution, mit der ich mich herumplage. Soweit ich mitbekommen habe, wäre euch dazu eine einheitliche Sprache zweckdienlich. Während ich hier in diesen Bergen sitze – an denen ich das gesamte letzte Äon oder so herumgefeilt habe, nur damit ihr eure Hotels hier bauen könnt, wisst ihr –, wärt ihr so freundlich ...? Ein paar Hinweise ...?«

Dann könnte der Geist der Schöpfung flüchtig lächeln, ein Lächeln, das einer vorüberziehenden Wolke gliche. Die gesamte Gebirgswildnis um uns herum würde von strahlendem Licht erhellt. (Sie kennen diese vorübergehenden Momente, wenn an einsamen und abgelegenen Stellen ganz kurz Wärme und Helligkeit herrschen.)

Dennoch, weshalb sollten zwei Männer sich durch das Unendliche in eine Form der Apathie hineinlächeln lassen? Hier sind wir mit unseren knubbeligen

kleinen Köpfen, unseren Augen, Händen, Füßen und wackeren Herzen, und wenn schon nicht wir oder die Unseren, so sollen doch wenigstens die endlosen Massen um uns herum und die zukünftigen Früchte unserer Lenden schlussendlich in den Genuss des Weltstaates, einer größeren Bruderschaft und einer einheitlichen Sprache kommen. Wollen wir im Rahmen unserer Fähigkeiten, wenn wir die Frage schon nicht beantworten können, wenigstens versuchen, uns an die bestmögliche Lösung heranzutasten. Immerhin ist dies unser Daseinszweck, uns das Bestmögliche auszumalen und danach zu streben, und es wäre eine schlimmere Torheit und eine größere Sünde, würden wir dieses Streben aufgeben, nur weil das allerbeste unseres besten Strebens unter den Sonnen des Weltenraumes nichtswürdig erscheint.

Nun dürftest du als Botaniker, nehme ich an, dem, wie man so sagt, »*Wissenschaftlichen*« zugeneigt sein. Du verziehst angesichts dieses mehr als anstößigen Wortes die Miene, und ich darf dich meines intelligenten Mitgefühls versichern, allerdings wären »pseudowissenschaftlich« und »quasi-wissenschaftlich« noch schlechter für die Haut. Du kommst mir mit wissenschaftlichen Sprachen daher, mit Esperanto, *La Langue Bleue*, Neulatein, Volapük und Lord Lytton, mit der philosophischen Sprache von Erzbischof Whateley, Lady Welbys Werk über Aussagefähigkeit und dergleichen. Du würdest mir etwas von der erstaunlichen Präzision und der enzyklopädischen Qualität der chemischen Terminologie erzählen, und bei Erwähnung des Wortes Terminologie würde ich eine Bemerkung über den bedeutenden amerikanischen Biologen Professor Mark Baldwin einflechten, der die Sprache der Biologie in derartige Höhen der klaren Ausdrucksweise führte, dass sie auf triumphale und irreparable Weise unlesbar wurde. (Womit meine Verteidigungsstrategie ihren Schatten voraus wirft.)

Du machst deine Idealvorstellung deutlich: eine wissenschaftliche Sprache forderst du ein, ohne Doppeldeutigkeit, so exakt wie eine mathematische Formel, bei der jeder Ausdruck in einem präzisen logischen Zusammenhang mit jedem anderen stehen soll. Es soll eine Sprache sein, in der alle Beugungen von Verben und Substantiven regelmäßig und alle Konstruktionen unausweichlich sind, sich jedes Wort in Aussprache und Schreibweise klar und deutlich von jedem anderen unterscheidet.

Das sind in jedem Falle die Forderungen, die man immer wieder hört, und nur, weil die Forderung auf Folgerungen basiert, die weit über die Region der



Sprache hinaus gehen, lohnt sie hier eine Erörterung. Sie streift tatsächlich sogar nahezu alles, was wir in diesem speziellen Werk zu widerlegen versuchen. Sie deutet an, dass das gesamte intellektuelle Fundament der Menschheit feststeht, dass die Gesetze der Logik, die Systeme des Zählens und Messens, die allgemeinen Klassen und Entwürfe von Ähnlichkeiten und Unterschieden, für immer und ewig im menschlichen Verstand festgelegt sind – reinster Comteismus in Reinkultur. Tatsächlich jedoch besitzt die Wissenschaft der Logik und das gesamte Gebäude philosophischen Denkens, das die Menschheit seit den Tagen von Platon und Aristoteles kennt, als endgültiger Ausdruck des menschlichen Geistes nicht weniger Dauerhaftigkeit als der große schottische Katechismus. Aus dem Tumult des modernen Denkens erhebt sich abermals eine unter den Menschen längst vergessene Philosophie, gleich einem blinden und nahezu formlosen Embryo, der einmal Sehkraft, Gestalt und Macht entwickeln wird, eine Philosophie, die diese Grundannahme verwirft.\*

Im Verlauf dieser ganzen utopischen Exkursion, davor muss ich dich warnen, wirst du den Druck und die seismischen Erschütterungen dieser rebellischen Bewegung spüren. Im wiederholten Gebrauch von »einzigartig« wirst du, wie es nun mal ist, den Glanz ihrer Eierschale erkennen; im Beharren auf Individualität und individuelle Unterschiede als Sinn des Lebens wirst du die Oberfläche ihres in Entstehung befindlichen Leibes spüren. Nichts hat Bestand, nichts ist präzise und gewiss (außer dem Verstand eines Pedanten), Perfektion ist bloße Nichtanerkennung jener unvermeidlichen, marginalen Unexaktheit, die die geheimnisvolle, innerste Eigenschaft des Daseins ist. Dasein, wahrhaftig! – es gibt kein Dasein, nur ein individuelles Werden der Individualitäten, und Platon kehrte der Wahrheit den Rücken, als er sich seinem Museum der Theorie der spezifischen Ideen zuwandte. Heraklit, jener einsame und missverstandene Riese, kommt vielleicht doch noch zu seinem Recht ...

Nichts Bleibendes ist unserem Wissen zu eigen. Wir tauschen schwächere gegen stärkere Lichter aus, und jedes abermals stärkere Licht durchdringt die bis dahin milchigen Fundamente unserer Erkenntnis und lässt neue und ande-

\* Der ernsthaft interessierte Leser mag dies vertiefen in Sidgwick's *Use of Words in Reasoning* (besonders) und Bosanquets *Essentials of Logic*, Bradleys *Principles of Logic* und Sigwarts *Logik*; der oberflächlichere lese und markiere den Eintrag von Professor Case in der *British Encyclopaedia*, Artikel »Logic« (Band XXX). Ich habe diesem Buch als Anhang die grobe Skizze einer neuen Philosophie beigefügt, die ich ursprünglich 1903 als Vortrag vor der Philosophischen Gesellschaft in Oxford gehalten habe.

re milchige Oberflächen erkennen. Wir können niemals genau vorhersagen, auf welches unserer mutmaßlich unerschütterlichen Fundamente die nächste Veränderung keinen Einfluss hat. Töricht wäre es demnach, würden wir davon träumen, dass wir unseren Verstand, und sei es in noch so allgemeinen Maßstäben, kartografieren, dass wir für die endlosen Mysterien, die die Zukunft bereithalten mag, eine Terminologie und eine Sprache finden könnten! Wir folgen der Ader, wir schürfen und häufen unseren Schatz an, doch wer vermag zu sagen, in welche Richtung die Ader verläuft? Sprache ist die Nahrung menschlichen Denkens, die ihren Zweck nur erfüllt, wenn sie einem Stoffwechsel unterliegt, zu Gedanken wird, lebt und in ihrem Leben auch wieder vergeht. Ihr Wissenschaftler mit eurem Hirngespinnst von einer schrecklichen Exaktheit der Sprache, von unzerstörbaren Fundamenten, die, wie jener Knittelvers von Wordsworth auf dem Umschlag von *Nature* sagt, »für immerdar« errichtet wurden, seid auf unfassbare Weise phantasielos!

Die Sprache von Utopia wird zweifelsohne eins und unteilbar sein; die ganze Menschheit wird – je nach Maß individueller, qualitativer Unterschiede – phasengleich werden, eine gemeinsame Resonanz des Denkens entwickeln, doch die Sprache, die sie spricht wird dennoch eine lebendige Sprache sein, ein lebensvolles System des Unzulänglichen, das ein jeder individueller Mensch um Winzigkeiten modifizieren dürfte. Aufgrund universeller Freiheit des Austauschs und der Bewegung dürfte die aufkeimende Veränderung im allgemeinen Geiste eine weltweite Veränderung sein; das ist die Eigenheit ihrer Allgemeingültigkeit. Ich denke mir, es wird eine verschmolzene Sprache sein, eine Synthese vieler. Eine Sprache, wie das Englische eine verschmolzene Sprache ist; sie entstand aus dem Angelsächsischen, dem normannischen Französisch und dem Latein der Gelehrten, die zu einer Sprache verschmolzen, die wortreicher, ausdrucksstärker und schöner ist als jede einzelne davon. Die Sprache Utopias könnte durchaus eine noch weitreichendere Verschmelzung darstellen und im Rahmen eines unflektierten oder nur geringfügig flektierten Idioms, wie es das Englische bereits darstellt, ein überreichliches Vokabular enthalten, in das ein Dutzend einst unterschiedliche Sprachen eingeflossen sind, die einander durchdrungen haben und durch zwei- und dreisprachige Kompromisse zusammengeschweißt wurden.\* In

\* Siehe dazu einen vorzüglichen Artikel, »La Langue Française en l'an 2003«, von Leon Bollack, in *La Revue*, 15. Juli 1903.

der Vergangenheit haben geniale Menschen über die Frage spekuliert: »Welche Sprache wird überleben?« Die Frage war schlecht formuliert. Inzwischen glaube ich, dass diese Vermählung und das Überleben verschiedener Sprachen in einem einzigen gemeinsamen Nachkommen sehr viel wahrscheinlicher ist.

## 6

Diese Ausführungen über Sprachen sind freilich eine Abschweifung. Wir befanden uns auf dem schmalen Pfad, der um den Lago di Lucendro herum führt, und standen kurz davor, unserem ersten Utopier zu begegnen. Er war, wie ich schon sagte, kein Schweizer. Und dennoch wäre er auf Mutter Erde ein Schweizer gewesen, und hier hätte er dasselbe Gesicht, vielleicht mit einigen geringfügigen Unterschieden, möglicherweise des Ausdrucks; denselben Körper, wenn auch eventuell etwas durchtrainierter, dieselbe Hautfarbe. Er hätte andere Gewohnheiten, andere Traditionen, ein anderes Wissen, andere Vorstellungen, andere Kleidung und andere Hilfsmittel, doch von alledem abgesehen wäre er derselbe Mensch. Wir haben von Anfang an klar und deutlich gemacht, dass das moderne Utopia Menschen haben muss, die grundsätzlich dieselben sein müssen wie die unserer Welt.

Das ist vielleicht bedeutender, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Diese Voraussetzung liefert uns an sich schon einen typischen Unterschied zwischen einem modernen Utopia und fast allen seinen Vorgängern. Wir waren uns darin einig, dass es ein weltumspannendes Utopia sein muss, nicht mehr und nicht weniger; damit müssen wir uns zwangsläufig der Tatsache stellen, dass wir unterschiedliche Rassen haben. Selbst die unterste Schicht von Platons Republik gehörte nicht speziell einer anderen Rasse an. Doch dies ist ein Utopia, das so grenzenlos ist wie die christliche Nächstenliebe, daher sind weiß und schwarz, braun, rot und gelb, alle Hautfarben und alle Arten von Leibern und Charaktereigenschaften vertreten. Wie wir diese Unterschiede anpassen möchten, das ist eine der entscheidenden Kernfragen, die wir in diesem Kapitel nicht einmal anschnitten wollen. Ein ganzes, ein eigenes Kapitel ist erforderlich, um dieses Thema zu beleuchten. An dieser Stelle begnügen wir uns damit, diese Bedingung lediglich noch einmal zu betonen: Jede Rasse des Planeten Erde findet man in

strikter Parallelität auch dort, und in derselben Anzahl – lediglich, wie ich schon sagte, mit gänzlich anderen Traditionen, Idealen, Vorstellungen und Absichten, sodass sie unter jenem anderen Himmel auch einem gänzlich anderen Schicksal entgegen gehen.

Daraus ergibt sich eine eigentümliche Entwicklung für alle, die von der Einzigartigkeit und einzigartigen Bedeutung von Individualität überzeugt sind. Rassen sind nicht klar und fest umrissen, keine Menge identischer Personen, sondern zusammengewürfelte Untergruppen, Stämme und Familien, alle auf ihre Weise einzigartig, und diese wiederum sind Gruppierungen noch kleinerer Einheiten, bis hinab zum einzelnen Individuum. Unsere erste Voraussetzung läuft also darauf hinaus: dass nicht nur jeder irdische Berg, Fluss, jede Pflanze und jedes Tier seine Entsprechung auf dieser Parallelwelt jenseits des Sirius hat, sondern auch jeder lebende Mann, jede Frau und jedes Kind seinen utopischen Widerpart besitzt. Von da an freilich weichen die Schicksale dieser beiden Planeten voneinander ab; Menschen werden dort sterben, die die Weisheit hier rettet, und vielleicht werden wir umgekehrt auch hier Menschen retten; Kinder werden ihnen geboren, nicht uns, und uns, aber nicht ihnen, doch dieser Moment, dieser Augenblick der Lektüre ist der Anfang, der Startpunkt, wo die Bevölkerungen unserer Planeten zum ersten und letzten Mal gleichauf sind.

In diesen Zeiten müssen wir zwangsläufig einige dieser Vorbedingungen aufstellen. Die Alternative wäre ein Utopia der Puppen mit dem Erscheinungsbild von Engeln – imaginäre Gesetze für unglaubwürdige Menschen, ein reizloses Unterfangen.

Wir müssen zum Beispiel annehmen, dass es einen Mann gibt, wie ich es hätte sein können, besser informiert, disziplinierter, besser versorgt, schlanker und aktiver – und ich frage mich, was er tut! –, und Sie, Sir oder Madam, haben ebenfalls eine Entsprechung, ebenso wie alle Männer und Frauen, die Sie und ich kennen. Ich bezweifle, dass wir unseren Doppelgängern je begegnen und ob es angenehm für uns wäre; doch wenn wir von diesen einsamen Bergen hinabsteigen zu den Straßen und Häusern und Unterküften Utopias, finden wir dort gewiss hier und da Gesichter, die uns auf einzigartige Weise an jene erinnern, die vor unseren Augen gelebt haben.

Es gibt welche, die du nie wiedersehen möchtest, sagst du, andere wiederum schon, denke ich mir. »Und eine oder einen ...!«

Es ist eine merkwürdig Sache, aber diese Figur des Botanikers will einfach nicht an ihren Platz verweilen. Sie stellt sich, werter Leser, als eine vorübergehende, der Veranschaulichung dienende Erfindung zwischen uns. Ich weiß nicht, weshalb er mir in den Sinn gekommen ist; kurze Zeit ließ mich mein seltsamer Humor die Persönlichkeit dieses Mannes sogar Ihnen aufdrücken und Sie wissenschaftlich nennen – das anstößigste aller Worte. Doch jetzt ist er unbestreitbar hier in Utopia, mit mir, und schweift von unserem höchst spekulativen Thema zu stockenden, aber überaus intimen Äußerungen ab. Er erklärt mir, dass er nicht nach Utopia gekommen ist, um abermals mit seinen Sorgen konfrontiert zu werden.

Welchen Sorgen?

Ich versichere, und sogar aufrichtig, dass weder er noch seine Sorgen je in meiner Absicht lagen.

Ich denke, er ist ein Mann um die Neununddreißig; ein Mann, dessen Leben weder ein bemerkenswert tragisches noch fröhliches Abenteuer war; ein Mann mit einem jener Gesichter, die das Leben und sein Lauf eher interessant denn markant oder edel gemacht hat. Er ist kultiviert und weiß vermutlich ein wenig über unmaßgebliche Leiden und jede Form zivilisierter Selbstbeherrschung; er hat mehr gelesen als gelitten und vermutlich mehr erlitten als getan. Er betrachtet mich mit seinen blaugrauen Augen, aus denen jegliches Interesse an diesem Utopia gewichen ist.

»Es ist ein Problem«, sagt er, »das erst vor rund einem Monat in mein Leben getreten ist – jedenfalls wieder akut. Ich dachte, es wäre alles vorbei. Da war jemand –«

Es ist erstaunlich, auf einem Berggipfel in Utopia von diesem Vorfall in Hampstead zu hören, diese Geschichte einer Herzensangelegenheit in Froggnal. »Froggnal«, sagt er, sei der Ort, wo sie sich begegnet sind, und mir ruft es das Wort auf einer Tafel an der Ecke einer neuen Schotterstraße ins Gedächtnis, der provisorischen Zufahrt zu einer neuen Siedlung mit einem Panorama von Villen auf einer Anhöhe. Er hatte sie schon gekannt, bevor ihm seine Professur verliehen wurde, und weder ihre »Leute« noch seine – er spricht diesen abscheulichen Mittelschichtsdialekt, in dem man Tanten und Wohlhabende mit dem Recht, sich einzumischen, stets »Leute« nennt! – billigten die Beziehung. »Sie ließ sich, glaube ich, etwas zu leicht beeinflussen«, sagt er. »Aber vielleicht tut man ihr da-

mit unrecht. Sie hörte einfach zu sehr auf andere. Wenn diese bekümmert schienen, oder wenn es schien, als wüssten sie den rechten Weg –«

Bin ich nach Utopia gekommen, um mir so etwas anzuhören?

## 7

Es ist geboten, die Gedankengänge des Botanikers in würdigere Bahnen zu lenken. Es ist geboten, dieses bescheidene Maß an Reue, diese störende, aufdringliche Liebesgeschichte hinter uns zu lassen. Ist ihm klar, dass wir uns tatsächlich in Utopia befinden? Wende dich, beharre ich, diesem meinem Utopia zu, und lass deine irdischen Sorgen auf dem Planeten, wo sie hingehören. Ist dir nicht klar, wohin uns die Grundvoraussetzungen führen, die für ein modernes Utopia zwingend erforderlich sind? Jeder auf der Erde muss hier sein – persönlich, jedoch mit einem Unterschied. Irgendwo auf dieser Welt gibt es, zum Beispiel, Mr. Chamberlain; der König ist hier (zweifellos *incognito*), nebst der gesamten Royal Academy, und Sandow, und Mr. Arnold White.

Doch diese berühmten Namen beeindrucken ihn nicht.

Meine Gedanken schweifen von dieser prominenten und typischen Persönlichkeit zu jener ab, eine Zeitlang vergesse ich meinen Gefährten. Ich bin abgelenkt durch die seltsamen Nebenwirkungen, die diese allgemeine Voraussetzung nach sich zieht. So-und-so wird hier, sein, genau wie So-und-so. Name und Gestalt von Mr. Roosevelt werden deutlich und verdrängen einen Versuch, den Kaiser der Deutschen anzupassen. Was würde Utopia zum Beispiel aus Mr. Roosevelt machen? Vor meinem inneren Auge entsteht das Bild eines verbissenen Kampfes mit Polizisten Utopias, während die Stimme, die Millionen in ihren Bann gezogen hat, wortreich protestiert. Der Haftbefehl, der im Handgemenge davonfliegt, landet zu meinen Füßen; ich spieße das Blatt Papier auf und lese – ist das möglich? – »Versuch der Destabilisierung ... Anstiftung zum Aufruhr? ... Gleichgewicht der Bevölkerung?«

Die allgemeine Stoßrichtung meiner Logik hat uns in eine spaßige Gasse geführt. Man könnte tatsächlich geneigt sein, in dieser Stimmung zu bleiben und über ein gefälliges kleines Utopia zu schreiben, das, gleich den heiligen Familien mittelalterlicher Künstler (oder Michelangelos *Jüngstes Gericht*) die eigenen

Freunde in unterschiedlichem Maße anspricht. Oder man könnte eine phantasievolle Umgestaltung des gesamten Gothaischen Hofalmanachs beginnen, etwas im Sinne von Epistemons Vision der verfluchten Großen:

»Xerxes schrie Senf aus.

Romulus war Salzsieder und Kesselflicker.«

Dieser unvergleichliche Katalog! Dieser unvergleichliche Katalog! Von der Muse der Parodie inspiriert, könnten wir uns das *Lexikon der Persönlichkeiten* vornehmen, vielleicht sogar, mit Blick auf den verbohrtesten Republikaner, das *Lexikon der Persönlichkeiten in Amerika*, und die köstlichsten und komplexesten Ausgestaltungen vornehmen. Also, wo sollen wir diesen ganz und gar vortrefflichen Mann verorten? Und jenen ...?

Freilich ist zu bezweifeln, dass wir im Laufe unserer Reise durch Utopia einem dieser Doppelgänger begegnen, und falls doch, dass wir sie erkennen würden. Ich glaube nicht, dass es irgendjemand in beiden Welten zu wahrer Größe bringt. Die bedeutenden Männer dieses noch unerforschten Utopias könnten in unserer Welt Dorf-Hampdens sein, während irdische Ziegenhirten und obskure Analphabeten dort die Throne der Mächtigen für sich beanspruchen.

Dies eröffnet uns abermals wohlgefällige Panoramen rechts und links von uns.

Mein Botaniker drängt uns seine Persönlichkeit erneut auf. Seine Gedankengänge haben einen anderen Weg eingeschlagen.

»Ich weiß«, sagt er, »dass sie hier glücklicher ist und man sie hier mehr schätzt, als sie auf der Erde geschätzt wurde.«

Seine Unterbrechung reißt mich immerhin aus meinen vorübergehenden Spekulationen über jene populären Standbilder, die durch alte Zeitungen und fragwürdige Überlieferungen aufgebläht wurden, die Großen und Mächtigen dieser Erde. Er lenkt meine Gedanken auf persönlichere und intimere Beziehungen, auf jene Menschen, die man mit an Sicherheit grenzender Gewissheit kennt, auf die wahrhaftige, gewöhnliche Substanz des Lebens. Er bringt mich auf Gedanken an Rivalität und Zärtlichkeit, an Differenzen und Enttäuschungen. Plötzlich wird mir schmerzlich bewusst, was hätte sein können. Was wäre, wenn uns hier statt dieses Utopias von namenlosen, leeren Ovalen verflossene Liebschaf-

ten begegnen, verpasste Gelegenheiten und Gesichter, wie sie für uns aussehen hätten können?

Ich wende mich fast vorwurfsvoll an meinen Botaniker. »Du weißt, sie dürfte hier nicht ganz dieselbe Dame sein, die du in Frognal gekannt hast«, sage ich und lenke von einem Thema ab, das mir nicht mehr behagt, indem ich mich erhebe.

»Und außerdem«, sage ich und blicke auf ihn hinab, »liegt die Chance, dass wir ihr hier begegnen, bei eins zu einer Million ... und wir trödeln! Dies ist nicht das Ziel unseres Unterfangens, sondern lediglich eine unbedeutende Nebensächlichkeit unsere eigentlichen Plans. Die Tatsache bleibt bestehen, dass die Menschen, die wir hier sehen möchten, Menschen mit Schwächen sind, die unseren gleichen – nur die Umstände sind anders. Folgen wir wieder unseren eigentlichen Nachforschungen.«

Damit gehe ich voran, am Ufer des Lago di Lucendro entlang, unserer utopischen Welt entgegen.

*(Stellen Sie sich vor, wie er das ebenfalls macht.)*

Die Berghänge und Pässe werden wir hinab gehen, und so, wie sich die Täler auf-tun, wird sich auch die ganze Welt auf-tun: Utopia, wo Männer und Frauen glücklich sind und Gesetze weise, wo alles Verworrene und Unzulängliche in den An-gelegenheiten der Menschen entwirrt und gerichtet wurde.